

Öffentliche Sitzung
der
K. Akademie der Wissenschaften.

Zu Ehren Seiner Königlichen Hoheit des Prinzregenten,
ihres hohen Protektors,

wird die K. Akademie der Wissenschaften Freitag den 15. November Vormittags
11 Uhr eine **Fest-Sitzung** halten.

In derselben wird, nach einleitenden Worten des Präsidenten der Akademie, Geheimen
Rates Dr. von Pettenkofer, sowie nach Verkündigung der neuen akademischen
Wahlen, das ordentliche Mitglied der historischen Klasse, Professor Dr. Alfred Dove
die Festrede halten über

Ranke und Sybel in ihrem Verhältnis zu König Max.

Der Zutritt zu dieser öffentlichen Sitzung steht Jedermann frei.

München, den 8. November 1895.

K. B. Akademie der Wissenschaften.

[enthalten in 01/A 320-1895]

Oeffentliche Sitzung

zu Ehren Seiner Majestät des Königs und Seiner
Königlichen Hoheit des Prinz-Regenten

am 15. November 1895.

Der Präsident der Akademie, Herr M. v. Pettenkofer, eröffnet die Sitzung mit folgender Ansprache:

Die heutige Festsitzung zu Ehren unseres hohen Protector, des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern, zu dem wir ehrfürchtvoll aufblicken, mahnt uns zugleich, seiner Vorgänger aus dem Hause Wittelsbach zu gedenken, welche sich um unsere Akademie in hervorragendem Maasse verdient gemacht haben.

Vier von ihnen, welche wir theils als Stifter, theils als Reorganisatoren der Akademie verehren, hat unsere Akademie bei der Herstellung und Errichtung dieses Festsaaes dadurch besonders zu ehren geglaubt, dass sie inmitten der Symbole und Wahlsprüche unserer Akademie ihre Portraits an der Decke des Saaes anbrachte.

Zunächst ist es der eigentliche Stifter unserer Akademie, Kurfürst Maximilian III., welcher nach den Worten meines Vorgängers an dieser Stelle in ihr „einen Herd für Geistesbildung und ernste Studien für Bayern geschaffen“ und „in einem bislang finsternen Gebäude die erste Fackel angezündet hat“.

Ihm zur Seite ist das Bild des Kurfürsten Karl Theodor, des Stifters der kurpfälzischen Akademie der Wissenschaften, welche zugleich mit der alten kurbayerischen in der jetzigen königlichen Akademie fortbesteht. Karl Theodor hat sich unter uns dadurch ein bleibendes dankbares Angedenken gesichert, dass ein von ihm herstammender Fonds von etwa 180,000 Mark, der sogenannte Mannheimer Fonds, eines der wenigen Stiftungscapitalien ist, über deren Rente unsere Akademie in freier Weise für wissenschaftliche Zwecke verfügen kann.

Der dritte, als Stifter von uns verehrte Fürst aus dem Hause Wittelsbach ist König Max Joseph I., welcher im Jahre 1807 der Akademie eine den Fortschritten der Wissenschaft, sowie der grösseren Ausdehnung des bayerischen Staates angepasste Organisation gegeben hat.

Damals wurden unserer Akademie eine grössere Reihe von wissenschaftlichen Sammlungen und Instituten angegliedert und untergeordnet, von welchen ich die damalige Hofbibliothek, jetzige Hof- und Staatsbibliothek, das Naturalien cabinet, das chemische Laboratorium, das Münzcabinet, das Antiquarium, das astronomische Observatorium als die wichtigsten nenne.

Eine Aenderung in dieser Organisation veranlasste die Verlegung der Ludwig-Maximilians-Universität von Landshut nach München, welche im Jahre 1826 unter der Regierung König Ludwigs I. erfolgte. Manche der genannten und andere wissenschaftliche Institute und Sammlungen mussten nun in nähere Verbindung mit der Hochschule gebracht und deshalb aus ihrer bisherigen Abhängigkeit von der Akademie theilweise befreit werden. Es erschien als zweckmässig, in der Form einer Personalunion ihre Verbindung mit der Akademie fortzusetzen, indem die Akademiker, welche Conservatoren von Sammlungen waren, auch zu Universitätsprofessoren, oder umgekehrt Universitätsprofessoren zu Conserva-

toren ernannt wurden. Die bis dahin der Akademie angegliederten wissenschaftlichen Institute und Sammlungen bildeten eine eigene unter dem Generalconservatorium geeinte Körperschaft, während die Akademie den Charakter eines freien Vereins von Gelehrten erhielt, dessen Aufgabe es sein sollte, die Wissenschaft zu pflegen und zu erweitern, sowie durch vereinte Kraft Werke hervorzubringen, welche die Kräfte des Einzelnen übersteigen.

Zugleich bekam die Akademie die Aufgabe, die wissenschaftliche Verbindung mit gelehrten Körperschaften des In- und Auslandes zu pflegen.

Die Personalunion mit jenen im Generalconservatorium vereinten wissenschaftlichen Sammlungen wurde dadurch hergestellt, dass der anfangs gewählte, dann vom König ernannte Vorstand der Akademie zugleich zum Generalconservator bestimmt wurde, sowie dadurch, dass in der Regel nur Mitglieder der Akademie zu Conservatoren der wissenschaftlichen Sammlungen und Institute ernannt wurden.

Durch diese Neuorganisation, welche heute noch das Grundgesetz beider Körperschaften bildet, hat König Ludwig I. den Anspruch erworben, den Gründern unserer Akademie beigezählt zu werden.

Unsere Akademie ist in den seitdem verstrichenen sieben Jahrzehnten der ihr gestellten Doppelaufgabe treu geblieben: in einer langen Reihe von Bänden hat sie durch vereinte Kraft wissenschaftliche Werke von bleibendem Werthe veröffentlicht; in stets steigendem Masse hat sie mit gelehrten Körperschaften des In- und Auslandes wissenschaftlichen Verkehr gepflogen und auf dem Wege des Schriftentausches die inzwischen selbständig gewordene Hof- und Staatsbibliothek mit einem Schatz werthvoller Bücher bereichert.

Aber eine neue grosse Aufgabe ist seither an unsere Akademie wie an die anderen verwandten Gelehrten-Gesellschaften der alten und neuen Welt herangetreten, die Auf-

gabe nämlich, nicht nur die wissenschaftlichen Untersuchungen ihrer Mitglieder durch den Druck zu veröffentlichen, sondern in freier Weise auch gelehrte Forschungen Anderer auf allen Wissensgebieten anzuregen und zu unterstützen. Dieser Aufgabe können sich die Akademien in ihrer freien, nicht durch die Zwecke des Unterrichts gebundenen Verfassung weit besser unterziehen, als die Universitäten, oder als eine etwa unmittelbar von der Staatsregierung abhängige Behörde.

König Maximilian II., mit seinem erleuchteten und warmen Interesse für die Wissenschaft, hatte diese neue Aufgabe der Akademie klar erkannt: er begründete darum bei der historischen Classe unserer Akademie eine eigene historische Commission und stellte ihr die Rente eines Capitals von 650,000 Mark zur Verfügung mit der Aufgabe, Quellenmaterial für die deutsche Geschichte in ihrem ganzen Umfang aufzufinden und herauszugeben, wissenschaftliche Arbeiten auf diesem Gebiete hervorzurufen und ihre Publication zu ermöglichen.

Auch für die Naturwissenschaften hatte König Max Aehnliches im Sinne. Leider hat sein früher Tod die Ausführung vereitelt, so dass nunmehr die beiden anderen Classen unserer Akademie, die philosophisch-philologische und die mathematisch-physikalische, mit einem gewissen Neid auf ihre reichere Schwester blicken.

Und doch darf ich, ohne den Vorwurf einer unbilligen Bevorzugung des Wissensgebietes, dem ich persönlich meine Dienste gewidmet habe, befürchten zu müssen, hier die Behauptung aufstellen, dass heutzutage das Bedürfniss, auf dem Gebiet der Naturwissenschaften wissenschaftliche Untersuchungen anzuregen und zu unterstützen, allgemein als das allerdringendste empfunden wird.

Unsere Hoffnung, dass auf dem Wege der Staatshülfe dieses Bedürfniss eine ausgiebige Befriedigung finden werde, ist — offen gestanden — nur eine geringe. Es wäre auch

unbillig, von der Mehrheit der aus der Masse des Volkes gewählten Vertreter zu erwarten, dass sie alle ein klares Verständniss dafür haben, dass mittelbar die der reinen Wissenschaft dienenden Untersuchungen und Forschungen stets auch eine die Wohlfahrt und den Wohlstand des ganzen Volkes fördernde Folge haben, wofür ich Beispiele in meiner Antrittsrede als Präsident der Akademie mitgetheilt habe. Ferner sind die Anforderungen, welche Heer, Schule, Verkehr u. s. w. an die Steuerkraft des Landes stellen, so gross, dass jede Landtagsverhandlung fast immer wie ein Markten zwischen Regierung und Volksvertretung über das Mehr oder Minder der für diese nothwendigsten Bedürfnisse erforderlichen Geldmittel erscheint.

Eher dürfen wir erwarten, dass einzelne einsichtige und zugleich wohlhabende Männer, namentlich Industrielle, welche mit einem durch eigene wissenschaftliche Vorbildung geschärften Urtheil erkannt haben, welche Vortheile der von ihnen betriebene Industriezweig mittelbar streng wissenschaftlichen Forschungen und Untersuchungen verdankt, sich ihrerseits der Wissenschaft gleichsam wieder dankbar erweisen werden, indem sie unserer Akademie die nöthigen Mittel zur Verfügung stellen, naturwissenschaftliche Forschungen und Untersuchungen anzuregen und zu unterstützen. Solche Männer werden nicht so engherzig oder kurzsichtig sein, zu erwarten, dass derartige Untersuchungen gleich von vornherein sofort einen in Geldwerth umzurechnenden Nutzen versprechen, sondern sich von den Wahlsprüchen, welche unsere Akademie bei Ausschmückung dieses Saales sich angeeignet hat, den vor Augen halten, welcher sagt: *Serimus arbores posteritati profuturas*. Lasst uns Bäume pflanzen der Nachwelt zum Nutzen!

Wahlen.

Der Classensekretär, Herr W. v. Christ giebt sodann die von der Akademie vorgenommenen und von Seiner Königlichen Hoheit dem Prinz-Regenten bestätigten Wahlen bekannt. Es wurden in der philosophisch-philologischen Classe gewählt:

für die philosophisch-philologische Classe:

als ordentliche Mitglieder:

Herr Dr. Karl Krumbacher, ao. Professor an der Universität München, bisher ao. Mitglied,

Herr Dr. Adolf Furtwängler, o. Professor der Archäologie an der Universität München und Conservator des k. Museums von Abgüssen klassischer Bildwerke,

Herr Dr. Georg Ebers, Professor emeritus der Universität Leipzig, jetzt in München,

als correspondirende Mitglieder:

Herr Kunt Frederik Söderwall, o. Professor der nordischen Sprachen an der schwedischen Universität Lund,

Herr Dr. Karl Brugmann, o. Professor für indogermanische Sprachwissenschaft an der Universität Leipzig,

Herr Dr. phil. et jur. Henry Sweet, Privatgelehrter zu Oxford, England;

für die historische Classe:

als ausserordentliches Mitglied:

Herr Dr. Hans Riggauer, Conservator des k. Münzcabinets und Honorarprofessor an der Universität München,

als correspondirende Mitglieder:

Herr Dr. Gustav Schmoller, o. Professor für Nationalökonomie an der Universität Berlin,

Herr Dr. Karl Bücher, o. Professor der Nationalökonomie
und Statistik an der Universität Leipzig,
Herr Dr. Eduard Meyer, o. Professor der Geschichte an
der Universität Halle.

350

RANKE UND SYBEL

IN IHREM VERHÄLTNISS ZU

KÖNIG MAX.

Festrede

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften
zu München

am 13. November 1895

von

Alfred Dove

o. Mitglied der historischen Classe.

München 1895

Verlag der k. b. Akademie.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

RANKE UND SYBEL

IN IHREM VERHÄLTNISS ZU

KÖNIG MAX.

Festrede

gehalten in der

öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften
zu München

am 13. November 1895

von

Alfred Dove

o. Mitglied der historischen Classe.

München 1895

Verlag der k. b. Akademie.

In Commission des G. Franz'schen Verlags (J. Roth).

Mit welchem Recht man auch sonst an der Sitte unserer Jubiläen Uebermass und Willkür rügen mag: die Säcularfeier der Geburt bedeutender Menschen darf der Historiker dreist als sinnvoll in Schutz nehmen. Das Jahrhundert eines Mannes ist ein geschichtlich haltbarer Begriff; in der Abfolge dreier Generationen vollzieht sich ja die lebendige Wechselwirkung des Einzelnen mit der Welt. Unter den Vätern kommen wir zu eigenem Wesen empor; mit den Brüdern in die Wette führen wir die Arbeit unseres Daseins durch; in der Leistung des Geschlechts der Söhne, einerlei wieviel wir selbst davon erleben, dauert noch der unmittelbare Einfluss unseres Schaffens fort. Erst dann, wenn über die Schwelle des neuen Jahrhunderts die Enkel handelnd in den Vordergrund treten, bricht die volle Nachwelt an; auch der Abglanz der persönlichen Erscheinung erlischt; die Stunde schlägt für die rein historische Betrachtung.

In wenigen Wochen steht der Säculartag der Geburt Leopold v. Ranke's bevor; wenige Monate sind's, dass in Heinrich v. Sybel der letzte, namhafteste aus dem ursprünglichen Kreise seiner Schüler abgerufen ward: er, der an Geist und Kunst dem Meister am nächsten kam und doch gerade desshalb die abweichenden Züge der späteren Zeit am deutlichsten an sich trug. Durch Sybels Tod ward das Andenken Ranke's rings belebt; wir aber fühlten uns zwiefach an die Tage König Maximilians gemahnt, in denen der eine hier als Statthalter des anderen in der Wissenschaft gewaltet. Wilhelm v. Giesebrecht, der dem jüngeren Studiengenossen im nämlichen Amte folgte, hat vor neun Jahren im Namen der Akademie das Lebensbild des gemeinsamen Lehrers liebevoll gezeichnet; für Sybels umfassende Charakteristik naht mit unserem Stiftungsfest der her-

gebrachte Tag. Was der König mit Hülfe beider für die deutsche Historie vollbracht und der einsichtigen Huld erlauchter Nachfolger überantwortet hat: der Tiefsinn eines Döllinger hat es an dieser Stelle mehr als einmal erwogen und verkündet. Solchen Darstellern nachzutrachten oder vorzugreifen, liegt mir fern; allein ich gehorche dem Winke des Augenblicks und neige mich in Ehrfurcht vor dem Genius des Orts, wenn ich es wage, mit einer allgemeinen Schätzung des Werths, den Ranke für sein Jahrhundert gehabt, die besondere Erinnerung an sein Verhältniss zu König Max, woran auch Sybel ein Antheil zukommt, zu verbinden.

„Mein lieber Herr Professor Ranke,“ beginnt ein Schreiben des Königs, datirt aus Rom, den 25. Jänner 1853: „Es ist Mein lebhafter Wunsch, zu den Vorkämpfern der Wissenschaft, welche Ich bisher für Meine Landesuniversitäten gewonnen, auch Sie dauernd nach München an die Universität zu ziehen. Der Hauptzweck ist Mir hiebei die Verpflanzung der neueren historischen Richtung in der Wissenschaft und die Begründung einer historischen Schule in Bayern so, wie sie bereits in Norddeutschland besteht. Es soll mit Ihrer Berufung das Princip der freien historischen Forschung und Lehre für Bayern in neues Leben treten, die Geschichte nicht aus dem Standpunkte der Parteiungen, sondern aus jenem höheren, objectiven der Wissenschaft behandelt werden. Zu diesem Behufe würde Ich auch seinerzeit bei der Besetzung der historischen Fächer an den Universitäten und Schulen Bayerns auf Ihre Rathschläge das grösste Gewicht legen.“ Es folgt ein stattliches Angebot von Einkünften und Ehren, sowie das Versprechen, alles anzuwenden, was dienlich erscheint, um durch Hinweisung auf die Grösse des Zwecks, der für Bayern erreicht werden soll, den Eindruck, den die Berufung beim König von Preussen machen könnte, in freundschaftlicher Weise zu vermitteln. „Es handelt sich darum,“ heisst es weiter, „das Uebergewicht factiöser Strebungen zu entfernen, und dazu bedarf Ich Männer, welche neben der Autorität ihres Namens die erforderliche Frische des Talents und der Kraft für einen nachhaltigen Zweck

besitzen. Wie sehr es Mich, Ihren ehemaligen Schüler, persönlich erfreuen würde, Sie ganz für Uns zu gewinnen, dessen bedarf es nicht der Erwähnung. Ich würde es als ein Glück betrachten, Sie Mir recht nahe stellen und erhalten zu können, der Ich mit alter Hochschätzung bin Ihr wohlgeneigter Max.“ Den Ausdruck seines persönlichen Verlangens hat der König mehrmals unterstrichen und eigenhändig hinzugesetzt: „Mein lieber, verehrter Lehrer, folgen Sie dem Rufe Ihres alten Schülers!“

Der König spricht kraft seines Amts als praktischer Politiker. Unter freier historischer Forschung versteht er deren Lösung von äusseren Fesseln der Rücksicht auf andere Interessen, vornehmlich wohl die kirchlichen; von unabhängigen Studien allein verhofft er für sein Land das Heil einer höheren nationalen Bildung. Den objectiven Standpunkt der Wissenschaft sodann bringt er in Gegensatz zu dem Unwesen parteiischer Bestrebung. Allein als Kenner der in Ranke verkörperten neuen historischen Richtung bezeichnet er so zugleich nach Form und Inhalt deren Eigenthümlichkeit. Das moderne Princip freier Forschung weiss auch in sich selbst von keiner Schranke; es gebietet rücksichtslosen Kampf der Kritik mit der Ueberlieferung. Diese kritische Bemühung durchzieht das Jahrhundert in immer breiterem, bisweilen neu vertieftem Strom. Im Geburtsjahr Ranke's zerstörte Wolf — ein erstes hinreissendes Beispiel — die überkommene Vorstellung eines Homer; Wolf zeugte Niebuhr, Niebuhr Ranke und so fort. In dieser Entwicklung nimmt Ranke nicht die oberste, wohl aber die einflussreichste Stelle ein. Er übertrug die kritische Methode vom Boden des Alterthums in angemessener Gestalt als Forscher auf den der Neuzeit, als Lehrer ins Gebiet des Mittelalters. Den Grundsatz, überall zu den echten Denkmälern des vergangenen Lebens, oder doch zu den lautersten Quellen unserer Kunde vorzudringen, hat er in siebenzigjähriger Arbeit früh und spät mit bewusstem Trieb und vollendetem Tacte befolgt. So hat er mächtig gewirkt, als Vorbild, nicht durch Theorie. Die feine Darlegung der dem kritischen Verfahren zu Grunde liegenden Gesetze des histori-

schen Wissens, wie sie dem Scharfsinn Sybels gelegentlich gelang, begrüßte er mit Beifall; der formalen Strenge, mit der ein anderer Lieblingsschüler, Waitz, die Regeln der Forschung handhabte, ist er fremd geblieben. Denn niemals gab es unter den Gelehrten jeglicher Art einen minder scholastischen Geist. Auch ist ja unsere moderne historische Methode nichts für sich; von einfachem, allzeit bekanntem logischen Gehalt, gewann sie ihre Bedeutung allein durch den Schwung und den Ernst, mit dem unsere Führer sie auf die besondere Natur des Gegenstandes anwandten. Die Seele der historischen Kritik ist der historische Sinn, für dessen Bethätigung Ranke das ideale Ziel in der Objectivität erkannt hat.

Objectivität ist zugleich Unparteilichkeit, hat Ranke selbst einmal gesagt, und auch die übrigen, wohlbekannten Aussprüche, in denen er seinen Standpunkt darlegt, tragen zum Theil die negative Farbe der Ablehnung, des Verzichts. Weder die Vergangenheit richten will er, noch die Mitwelt zum Nutzen künftiger Jahre belehren: er will bloss zeigen, wie es eigentlich gewesen. Er wünscht sein Selbst gleichsam auszulöschen und nur die Dinge reden, die mächtigen Kräfte erscheinen zu lassen, die gegen einander aufstehen und in Kampf gerathen. „Das Ideal historischer Bildung“, schreibt er an König Max, „würde darin liegen, dass das Subject sich rein zum Organ des Objects, nämlich der Wissenschaft selbst machen könnte, ohne durch die natürlichen Schranken des menschlichen Daseins daran gehindert zu werden, die volle Wahrheit zu erkennen und darzustellen.“ Allein wie deutlich erhellt aus all diesen Bekenntnissen zur Idee der Objectivität zugleich deren tiefer positiver Sinn! Wenn das Subject sich rein zum Organ des Objects macht, wird das Selbst des Historikers freilich so ausgelöscht, wie ein vollkommener Spiegel unsichtbar wird in der Klarheit des zurückgeworfenen Bildes. Da die historische Spiegelung indess allein zu Stande kommt durch die aneignende Thätigkeit des erkennenden Geistes, so bedeutet dessen scheinbares Verschwinden in Wahrheit vielmehr ein energisches Ein- und Aufgehen in den Gegenstand.

Aber muss diese unbedingte Hingabe des Subjects nicht zu ebenso kalter, wie reiner Anschauung führen? Ganz im Gegentheil — mit dem Erkennen geht ja die Empfindung Hand in Hand. Insofern die geschichtliche Begebenheit eine Lebenserscheinung ist, wird sie nicht nur in vollem Licht, sondern auch mit all ihrer Wärme aufgenommen und wiedergestrahlt. Von allen Regungen in der Brust des Historikers wird bei dieser Auffassung seines Berufs nur eine zu schweigender Entsagung verdammt: der Wille; das heisst der Vergangenheit gegenüber der Wunsch, dass es anders gewesen oder gekommen wäre.

Man erblickt auch hier den Mann inmitten seiner Zeit. Diese Ranke'sche Objectivität ist blutsverwandt dem empirischen Bestreben überhaupt, wodurch sich unser Jahrhundert so tief vom vorigen unterscheidet. Einst, in den Tagen der Aufklärung, bespiegelte das Denken sich selbst; man fragte nach dem, was sein soll, nicht nach dem, was ist: im Naturrecht, wie der natürlichen Religion, im Cultus der Nützlichkeit, in der Weltverbesserungssucht willkürlicher Reform und verwüstender Revolution. „Zufällige Geschichtswahrheiten“, rief da Lessing stolz, „können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten niemals werden!“ Welch ein Umschwung dann, längst ehe von Ranke die Rede war, zu der andächtigen Versenkung des Geistes in das Werden der Wirklichkeit, zu jenem Lauschen auf den Athem der Dinge selbst — im Bereich der Sprache, Sage, Poesie und Kunst, des Glaubens und Träumens, ja sogar des Rechts — in den Kreisen der Savigny und Jacob Grimm, zur Zeit der Romantik und der politischen Restauration! Die Alleinherrschaft des Verstandes war gebrochen; andere Seelenkräfte, die sich in Rousseau's Empfindung, Herders Empfänglichkeit, Goethe's nachschaffender Phantasie der Welt offenbart, strömten jetzt gewaltig, Leben weckend in die Wissenschaft ein. Alles Geistige stellte sich als geschichtlich dar; wie zur Antwort an Lessing setzte Hegel das Wirkliche dem Vernünftigen gleich: man suchte die Wahrheit im schlagenden Herzen der Sache.

Das geniale Wagniss Ranke's bestand nun darin, dass er dieser Stimmung auch die politische Historie unterwarf, obwohl er keineswegs, wie die Schule Savigny's beim Rechte that, den leidenschaftlichen Gehalt des staatlichen Lebens unterschätzte. Der Gefahr einer einseitigen Theilnahme, die ein solcher Stoff uns nahelegt, entging er nicht durch Neutralität, sondern durch Universalität des Mitgefühls. Er getraut sich wie Faust, sich zur Höhe jenes Erdgeistes zu erheben, der in Lebensfluthen, im Thatensturm auf und ab wallt, bei allem und jedem feurig dabei und dennoch von erhabenem Gleichmuth erfüllt, weil er weiss, dass am sausenden Webstuhl der Zeit das lebendige Kleid der Gottheit gewirkt wird. In der That wurzelt Ranke's Ansicht der Aufgabe des Historikers in einer Religion des Realismus. Wie den Philosophen jener Tage, ist ihm die Geschichte göttlicher Natur, jedes Zeitalter in seiner eigenthümlichen Tendenz ein besonderer Ausdruck der in die Menschheit von oben gelegten Kraft; einzeln betrachtet einander gleich an Werth, machen sie zusammen den Reichthum der für uns bestimmten Culturwelt aus. Völker und Staaten, auf denen die gleichzeitige Mannigfaltigkeit dieser einheitlichen Welt beruht, sind lebensvolle Gebilde von individueller Bedeutung; auch die Macht als solche erhebt sich auf geistigem Grunde und besteht dadurch zu Recht. Alles Geschehen entspringt aus dem freien Handeln der Person, aber die Freiheit bewirkt die Auslösung einer Nothwendigkeit; selbst die Helden sind, bewusst oder unbewusst, nur die obersten Diener der allgemeinen Interessen.

Eine historische Weltansicht, der wir beschaulich zustimmen, sobald unser Wille schläft und das Kampfgewühl der Gegenwart überhört. Ranke legte sie in classischer Darstellung einer Zeitgenossenschaft ans Herz, die sich in ihrer eigenen Gemüthsverfassung durch sie berührt fühlte. Ungeheuren Erlebnissen war die Ruhe der Sammlung gefolgt. Nationalität und Religion, allerorten frisch verjüngt, hegten doch noch keine streitbaren Gelüste; die inneren politischen Gegensätze bewegten sich noch überwiegend in ideeller

Form, man athmete rings die reine Luft einer hohen gemeinsamen Bildung. Ranke hat diese Friedensperiode des deutschen Bundes seinem königlichen Freunde gerühmt als eine jener halcyonischen Zeiten der Meeresstille zwischen den Stürmen, in denen der Genius Freiheit genug behält, um sich mit all seiner Kraft grossen Schöpfungen zu widmen. Da verstand man es dankbar, dass ein echter Geschichtschreiber Osmanen und Spanier, Serben und Italiener, Franzosen und Engländer mit derselben Freude durch ihre Geschieke begleitete, wie die eigene Nation; und — was dem Deutschen unendlich schwerer fällt: man hiess es gut, wenn er mit gleich lebhafter Theilnahme sich und uns an den Quell unserer Reformation, wie an den Herd der jesuitischen Gegenrüstung versetzte. Diese Leistung zumal hat den duldsamen Sinn des bayerischen Fürstenhauses für Ranke eingenommen. König Ludwig las in Rom seine Päpste mit kunstverständigem Genuss. „Nicht bloss gelesen,“ schrieb 1845 Kronprinz Max, „studirt habe ich Ihre Geschichte im Reformationszeitalter, der ich Sie durch die zahlreichen Notate und Striche in meinem Buche überzeugen könnte, wie hoch ich achte, was Ihnen, Herr Professor, die deutsche Geschichte verdankt.“

Denkweise und Zuversicht jener Tage treten anziehend in folgender Episode hervor. Der Prinz beklagt im nämlichen Briefe, dass es ihm nicht gelungen sei, Ranke's Schüler Dönniges, der seit drei Jahren seine historischen Studien persönlich geleitet, in dieser Stellung aufrechtzuerhalten. König Ludwig gab einer damals vorwaltenden Strömung soweit nach, dass er zum wissenschaftlichen Beirath des Thronfolgers einen entschiedenen Protestanten seinen Bayern gegenüber nicht mehr für geeignet hielt. Vergebens — wohl nicht ohne Dönniges' Mitschuld — suchte man lange nach einem tauglichen katholischen Ersatz. Endlich fasste sich Ranke das Herz zu einem merkwürdigen Schreiben an den König, worin er, freilich umsonst, um die Wiedereinsetzung des Entlassenen bat. Er erkennt Gerechtigkeit und Billigkeit der Rücksicht auf die confessionelle Stellung von Altbayern offen an. „Ich zweifle nicht,“ sagt er, „es entspräche

dem Princip besser, wenn ein gemässigter Katholik von der Gesinnung des seligen Sailer in jener Weise Sr. K. Hoheit zur Seite stünde; da sich aber kein solcher findet, wäre nicht ein gemässigter Protestant, der keine religiösen Controversen liebt, immer besser, als entweder ein ungläubiger oder ein fanatischer Katholik? Ew. Majestät haben durch Allerhöchst Ihre eigene vom Himmel so sichtbar gesegnete Vermählung, durch die Sr. K. Hoheit des Kronprinzen, durch die gnädige Rücksicht, die sie so oft den zahlreichen Protestanten, die unter Ihrem Scepter wohnen, gewidmet haben, durch Ihre Anerkennung norddeutscher Cultur selbst ungemein dazu beigetragen, dass die positiven und gemässigten Geister einander in echter, nicht indifferenter Toleranz nahe getreten: was kann für die deutsche Nation heilbringender sein, als, was so gut und glücklich eingeleitet ist, weiter zu pflegen? Ich sehe im Geiste die Barrieren, welche unsere Nation noch immer in verschiedene religiöse Lager trennen, ebenso zusammenfallen, wie die Zollhäuser, die der mercantilen Absonderung dienten, gefallen sind, als Ew. Majestät Ihren Entschluss gefasst hatten!“

In gleicher Gesinnung, erfüllt von der Idee der Nationalität, die über beiden Bekenntnissen steht, wie Ranke in seiner Gedächtnissrede sagt, bestieg König Maximilian den Thron; in ähnlicher Hoffnung lud er von Rom aus den Meister der freien historischen Forschung, der objectiven Geschichtswissenschaft in sein Land. Wie gern hätte Ranke in seiner Jugend das vorlaute Berlin mit dem behaglichen München vertauscht! Jetzt aber, den Sechzigen nah, fühlte er sich doch zu tief in den preussischen Boden eingelassen. Um der Sache willen dürfen wir sein Aussenbleiben nicht bedauern; denn die wissenschaftliche Gründung, die der König mit seinem Beistand unternahm, ward dadurch erst recht auf eine nationale Basis gestellt: die Historische Commission bei unserer Akademie bekam die Gestalt eines geistigen deutschen Bundes. Persönlich jedoch empfand König Max den Fehlschlag der Berufung als Entbehrung. Anfangs hoffte er, sein München wenigstens durch ein gelehrtes Gastspiel zu entschädigen; unsere

Akademie sollte Ranke zu einem Wintercyklus von öffentlichen Vorlesungen einladen. Da auch dies sich als unausführbar erwies, beehrte er literarischen Ersatz: eine gedrängte historische Uebersicht über die bewegenden Ideen der verschiedenen Jahrhunderte von der christlichen Aera an. Diese Arbeit, die einem eingeweihten Schüler Ranke's zugedacht ward, sollte wie ein Auszug aus dessen System erscheinen, wobei die Hauptabschnitte, leitenden Ideen und Actionen voranzustellen, die Thatsachen nur zur Erläuterung und kurzen Ausführung an jene anzureihen wären. Wo ein Wille ist, zeigt sich ein Weg: wenige Wochen darauf finden wir Ranke am herbstlichen Hoflager zu Berchtesgaden, wo er am Abend der dem Naturgenuss und der Jagdlust gewidmeten Tage in rhapsodischen Privatvorträgen über die Epochen der neueren Geschichte die gestellte Aufgabe zur Zufriedenheit seines hohen Zuhörers mündlich löst. Von dem heiteren Glück dieses sinnigen Beisammenseins hat er uns in Briefen und Reden ein Bild hinterlassen, dessen harmonischen Reiz ich durch Heraushebung einzelner Züge nicht zerstören möchte. Auch der König hielt das Andenken jener Tage dankbar fest. „Hier auf der Gensengagd“, schreibt er drei Jahr später aus Linderhof, „werde ich lebhaft an Ihren Aufenthalt in Berchtesgaden erinnert; wollte sich doch ein ähnlicher recht bald wiederholen, ich zehre noch an demselben!“ Nichtsdestoweniger war in den Gesprächen, die sich an die Berchtesgadener Vorträge knüpften, eine lehrreiche Differenz in der Denkart beider zu Tage getreten.

König Max hängt an der Idee eines der Menschheit bestimmten geschichtlichen Fortschritts; Ranke widerspricht. Denn er sieht dadurch eine Generation zu gunsten der anderen mediatisirt, jedem einzelnen Zeitalter die selbständige Bedeutung verkümmert; er verweist jene kosmopolitische Hypothese, deren christlichen Ursprung er anerkennt, aus dem Bereich der Historie in den der Philosophie. In der That mag man hier aus dem Munde des Königs den Schüler Schellings vernehmen; aber sichtlich noch ist ihm die Frage ein Anliegen des Gewissens. Er fühlt sich als Mann vom höchsten

praktischen Beruf, dessen Seele zuvörderst im sittlichen Streben nach deutlich erkannten Zielen lebt. Und so hängt die Hinneigung zu jener Idee aufs engste zusammen mit seinem Wunsche nach anwendbarer Belehrung überhaupt. In solchem Verlangen schreibt er einmal aus Vorderriss: „Vor ganz kurzem vollendete ich Ihre herrliche französische Geschichte; ich las sie mit grosser Aufmerksamkeit, nahm mir viele Noten. Sie begleitete mich auf meine Gemsenstände, in die schönsten Punkte des Gebirges. Wie begierig bin ich auf die Fortsetzung; ich setze voraus, dass sie in Ihrer Absicht gelegen! Die Anlage, möchte ich sagen, berechtigt den Leser, auch das Ende des grossen historischen Dramas der Regierung Ludwigs XIV. zu erwarten. Wieviel ist aus derselben, namentlich für einen Fürsten, zu lernen!“ Im nämlichen Sinne forscht er schon in Berchtesgaden nach den Ursachen der modernen geschichtlichen Katastrophen und dem Walten einer Nemesis, nach der Natur der begangenen Fehler und der Möglichkeit, sie rechtzeitig zu vermeiden, nach den leitenden Tendenzen unseres eigenen Jahrhunderts und der Aufgabe des deutschen Regenten in dieser Zeit. Um ein politisch fruchtbares Urtheil über die Vergangenheit, um eine Richtschnur für das Handeln in der Gegenwart ist es ihm zu thun — kein Zweifel: indem er Ranke's objective Historie bewundert, fühlt er als König das Bedürfniss einer über sie hinausgreifenden Wissenschaft! Bloss zu erfahren, wie es eigentlich gewesen, ist ihm nicht genug.

Und vertrat er nicht so, wie dem Fürsten geziemt, eine Forderung des Tages? Jene halcyonische Zeit der Meeresstille war vorüber. Von der Julirevolution langsam anschwellend bis zum Jahr 1848 hatte den deutschen Geist eine aufrauschende, endlich tosende politische Bewegung ergriffen, die auch hernach nur scheinbar in sich zusammengesunken war. Zwar die liberalen Wünsche erreichten im Kampf ihr constitutionelles Ziel; radicale Tendenzen, die sich mit ihnen verbündet hatten, wurden niedergeschlagen und als Irrthümer erkannt. Aber wenn sie in ihren Fall auch die nationalen Einheitsbestrebungen mit hinabrissen, so fühlten diese sich trotzdem weder

überwunden, noch widerlegt. In solcher Stimmung riefen sie die vaterländische Geschichte an, die ältere um Trost, die neuere um Unterstützung. Was den Kleindeutschen recht schien, war dann freilich den Grossdeutschen billig, und die historischen Studien, die vordem allein der nationalen Cultur gedient, geriethen in die Gefahr, den Gegensätzen der nationalen Politik zu unterliegen. Eine schwere Frage trat an die neue, objective Geschichtswissenschaft heran. Sie, die jedes Zeitalter in der Wesenheit seines eigenthümlichen Lebens erforscht und begreift: hat sie der Gegenwart über sich und ihre lebendige Beziehung zur Vergangenheit nichts gewisses zu sagen?

Ranke hat dem königlichen Freund in vertrauter Nähe die erbetene Auskunft nicht verweigert; doch es lässt sich nicht verkennen, dass sie ungenügend ausgefallen ist. Er charakterisirt das Jahrhundert seit 1815 lediglich als die constitutionelle Zeit, in der die Principien der Volkssouveränität und der Monarchie mit einander in Kampf und Ausgleich begriffen seien. Daneben gedenkt er treffend der unendlichen Entfaltung der materiellen Kräfte im Zusammenhang mit der überaus vielseitigen Entwicklung der Naturwissenschaften. „Jenseits der Streitigkeiten, die den Staat berühren, treten auch noch immer geistliche Tendenzen hervor“, fügt er fast geringschätzig hinzu. Wieviel schärfer dringt in eine nahe Zukunft die sorgliche Erwägung des Königs ein: „Wie nun das Princip der Kirche wieder aufgetaucht ist, und dieselbe ihre Stärke in der demokratischen Richtung der Zeit sucht, so scheint sie wohl die Furcht vor derselben zu benützen, um uns einseitig ihre Tendenz aufzunöthigen?“ Von socialen Gefahren durften im Herbst 1854 beide füglich schweigen. Desto mehr nimmt es wunder, dass erst die Frage des Königs: „Ist die Ausprägung der Nationalitäten auch ein Zug unserer Zeit?“ einen Ranke an die stärkste Strömung jener Tage, wie der nächsten Folgezeit erinnern musste. Ranke's Antwort kam den eigensten Ansichten und Wünschen des Königs ungezwungen entgegen. Er räumt ein, dass die Völkerkämpfe der napoleonischen Epoche den Nationalitäten eine grössere Bedeutung verschafft haben; mit der Ausprägung ihres Wesens, die

er sich als einen blossen Culturprocess vorstellt, hänge jedoch ihre Constituirung zu Staaten durchaus nicht nothwendig zusammen — „eine Lieblingsidee unserer Zeit“, sagt er selbst, aber er zählt sie zu den verfehlten. Nicht anders rief er schon 1832 den Deutschen öffentlich zu: die Nation solle in Eintracht zusammenhalten und, ruhig die Zukunft erwartend, ihre gemeinsame Entwicklung, ihr wahres Wohl indess unablässig zu fördern suchen!

Gerade dies war, wie jedermann weiss, die Ueberzeugung Maximilians II. „Wohl haben Sie Recht,“ schrieb er einst als Kronprinz aus Nymphenburg an Ranke in Erwiderung des Glückwunsches zur Geburt seines ersten Sohnes, „wohl haben Sie Recht, dass man mehr über die Einheit Deutschlands geredet, als seine Eintracht befördert hat. So Gott will, soll mein Kleiner meine Gesinnungen in dieser Beziehung erben, ein neues Band derselben werden. Eine solche Erziehung hofft mit des Herrn Beistand dem Neugeborenen zu geben, Herr Professor, Ihr dankbarer Schüler Maximilian.“ Dieser Ueberzeugung ist er dann als Regent unerschütterlich treu geblieben. Seine Triasidee, ebenso deutsch wie bayerisch gedacht, war der prägnanteste Ausdruck einer auf die friedliche Erhaltung und Ausbildung des Bundeslebens gerichteten Politik; ein Entwurf zur künstlichen Befestigung des Gleichgewichts im bedrohlichen Dualismus der deutschen Grossmächte durch Einfügung einer dritten, activ neutralisirenden Kraft. Für den Fall eines Bruchs zwischen Preussen und Oesterreich hatte eine solche Gestaltung der Dinge freilich keine Aussicht auf Bestand, aber eben diesem Bruche sollte sie dauernd vorbeugen. Von einer ähnlichen Consequenz ist jedoch bei Ranke merkwürdigerweise nichts zu spüren. Nach dem März 1848 hatte er in seinen Denkschriften für Friedrich Wilhelm IV. der preussisch-deutschen Einheitspolitik in all ihren Phasen, wenn auch bedächtig, zugestimmt; erst als sie völlig gescheitert war, liess er sie selber in Gedanken fallen. Und so hat er die spätere Entscheidung niemals herangewünscht; als sie 1866 ergangen war, besann sich der Geschichtschreiber Friedrichs des Grossen auf ihre Nothwendigkeit

und sprach über ihre imponirende Wirklichkeit den historischen Segen. Hüten wir uns indessen wohl, dies sein Verhalten als Wankelmuth zu tadeln; es begreift sich vollkommen aus der Stellung seiner objectiven Historie zur Politik.

Historie — wenn wir von der zeitgenössischen Berichterstattung an die Nachwelt absehen — Historie als Wissenschaft will vergangenes Leben vergegenwärtigen. Eine intellectuelle Beziehung zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Geschichte und Politik nimmt daher auch Ranke selbstverständlich an. Diese Beziehung kann jedoch eine allgemeine oder eine besondere sein, und stets hat er nur jene als mit dem objectiven Standpunkt verträglich angenommen und gepflegt, diese dagegen, wo nicht verworfen, so doch für sich gemieden. Der geistlosen Meinung ist er nie gewesen, dass die historische Empirie im mechanischen Ausschöpfen der Quellen sich vollende. Ein Verständniss irgend welcher Epoche der Vergangenheit kommt ja nur zu Stande durch ein zweites Erfahrungsmoment, das der Forscher aus der allgemeinen Anschauung seiner Mitwelt hinzubringt, insofern auch diese die Elemente alles geschichtlichen Lebens wirklich in sich enthält. In diesem Sinne schrieb der Greis 1877 dem Fürsten Bismarck: „Ich habe immer gedacht, dass der Historiker alt werden muss; er muss viel erleben und der Gesamtentwicklung einer grossen Epoche anwohnen, um seinerseits fähig zu werden, die früheren Zustände zu beurtheilen.“ Aber wenn Ranke hieran den stolz bescheidenen Ausruf schliesst; „Der Historiker kann von Ihnen lernen, Durchlaucht!“, so erklärt er dadurch nicht etwa für thunlich, was Sybel einst unternahm, die Frage nach einer deutschen Politik in Bismarcks Stil an den wiederbelebten Schatten Kaiser Otto's des Grossen oder Friedrich Barbarossa's zu richten. Nur die generelle Anschauung politisch schaffender Willenskraft soll uns als Massstab für entfernte, in ihrer speciellen Natur aus sich selbst zu begreifende Zeitalter dienen.

Genau so steht es dann aber auch umgekehrt mit der Anwendung der geschichtlichen Erkenntniss auf die Politik. Freimüthig gibt Ranke

in dem nämlichen Briefe zu, dass die Historie in ihrer höchsten Ausbildung der Staatskunst und also auch dem politischen Wollen und Handeln überhaupt gar wenig zu bieten habe. „Der Historiker kann niemals zugleich praktischer Politiker sein“, sagt er geradezu. „Denn der historische Gedanke hat nur Werth in seiner Allgemeinheit, in dem Licht, das er über den Lauf der Weltbegebenheiten verbreitet; der praktische Staatsmann dagegen muss auf der Grundlage einer allgemeinen Anschauung doch vor allem den vorliegenden Moment ergreifen; er muss den Forderungen des Momentes gerecht werden und den Staat, dem er angehört, auf seinem Wege mit Consequenz weiter fördern. Die Historie ist bloss instructiv, die Politik massgebend und durchgreifend.“ Man erinnert sich hier von neuem des religiösen Charakters der Ranke'schen Geschichtsbetrachtung; das Gelübde politischer Entsagung, das er so gleichsam vom Historiker verlangt, sondert diesen ab von der übrigen Welt wie einen Priester der Vergangenheit. Auch auf den leidenschaftlich bewegten Moment der Gegenwart soll er jene innige, warm mitfühlende, aber wunschlose Versenkung übertragen; kein Wunder, wenn da auch die geistreichsten Aeusserungen Ranke's zur Politik in den Grenzen rein historischer Erbauung blieben!

Sofort aber drängt sich uns noch eine weitere Bemerkung auf. Sind denn Vergangenheit und Gegenwart, fragen wir, nicht bis zu einem gewissen Grade flüssige Begriffe? Leben sich jene leitenden Ideen und Actionen je in einer Epoche wirklich aus? Reichen nicht die Tendenzen, die uns heute politisch bewegen, mit ihrem Einsatz mehr oder minder tief in eine doch schon geschichtliche Vorzeit zurück? Soll diese moderne Geschichte, wie man sie kurz bezeichnen mag, wahrer Forschung unzugänglich sein? Und wenn nicht: kann sie anders verstanden werden, als durch ein dann schwerlich je ganz objectives Mitgefühl der heut wie damals wirksamen Tendenzen? Es ist eigen, zu sehen, wie sich Ranke diesen Fragen gegenüber verhielt. Er weiss sehr wohl, dass es eine Geschichtschreibung gibt, die, auf echter Forschung beruhend, doch einen Theil ihres Lichts von

politischen Sympathien der Gegenwart her empfängt. „Fast die bedeutendsten und gelesenen Werke unserer Epoche sind auf diese Weise entstanden,“ sagt er einmal selbst. Er nennt Macaulay und Thiers und würde beiden jetzt den dritten Namen Treitschke beigesellen müssen. Und wie lautet sein Urtheil? „Dass die Ereignisse nicht in ihrem vollen Umfang erschöpft werden, dass sie noch eine andere, objective Darstellung möglich lassen“ — für Macaulay's Thema hat er sie selber versucht —, „ist unleugbar; aber was uns geboten wird, lesen wir“, gesteht er, „mit ebensoviel Belehrung als Vergnügen.“ Seine eigenen Hauptwerke sind dafür aus dem entgegengesetzten Grunde gewöhnlich an einem Punkt mit einer gewissen Schwäche behaftet. Sie umfassen die Zeit vom Ende des 15. bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts, die Epoche der Reformation und Gegenreformation und die der Entstehung und Entwicklung der Grossmächte; zwei Zeitalter, die ihm mit Recht für wesentlich abgeschlossen galten. Seine Darstellung hat er durchweg mit Einleitungen versehen, die sich an historischem Tiefsinn und künstlerischer Zweckmässigkeit mit der berühmten des Thucydides mindestens messen können; an einer ebenbürtigen Ausleitung, wenn ich so sagen darf, gebricht es dagegen ebenso fast überall. Diese mächtigen Ströme seiner Historie münden nicht selten wie der Rhein; weil er Bedenken trug, sie voll und frei ins politische Gewoge der modernen Folgezeit zu ergiessen. Wenn er sodann die letztere selber in kleineren oder späteren Arbeiten behandelt hat, so erlaubte ihm bei der serbischen Revolution der fremdartige Stoff auch da die wärmste Objectivität; sonst aber blieb er hier aus Scheu vor subjectiver Theilnahme matt und kalt; in seinem Friedrich Wilhelm IV. endlich ist er selbst wider Willen der Subjectivität verfallen — denn er besass für diesen ein Freundesherz, wie für König Max.

König Max hatte über Ranke's Person die höhere Sache der Wissenschaft nicht vergessen. Uermüdlich sann er nach der Ablehnung des Meisters hin und her, wer der nächst Tüchtige sei zur Erreichung seiner Zwecke. Unter vielen Namen ward da von Anfang

an als der klangvollste Sybel anerkannt. Alle übrigen schienen dem König doch nicht ganz ausreichend die Eigenschaft zu besitzen, die er vornehmlich wünschte: „die Fähigkeit nämlich, einen festen Krystallisationskern zu bilden, an welchen sich ähnliche jüngere Kräfte innig anschliessen und hiedurch die Bildung einer historischen Schule ermöglichen könnten.“ Allein auch Sybel, der jene Eigenschaft innerlich unzweifelhaft besass, konnte leicht im Erfolge seines Wirkens äusserlich gehindert werden durch den Anstoss, den seine Betheiligung am Trierer Reliquienstreit, wie seine stärkere Hinneigung zur Gothaer Partei nach des Königs Voraussicht beim Münchener Publicum erregen mochten. „Lieb wäre es mir, mein bester Herr Professor,“ schreibt desshalb König Max im März 1855 an Ranke, „wenn Sie mir jemanden benennen würden, der Sybel ebenbürtig ist oder doch am nächsten kommt. Dringend bitte ich um schleunige Antwort, die Sache drängt sehr!“

Einen Ebenbürtigen gab es in wie ausser der Ranke'schen Schule unter den Pflegern der mittleren und neueren Historie damals nicht. Wie ein hohes Talent dem führenden Genius selbständig folgen, dessen im ganzen unerreichbare Leistung in besonderer Richtung hie und da übertreffen kann, ist in der Geschichte der Wissenschaft und Kunst selten deutlicher wahrzunehmen. Mit Ranke's stiller Grösse, weltumfassender Weitherzigkeit verglichen, lag in Sybels Natur ein einseitig folgerechter, leidenschaftlich energischer Zug. In der Forschung drang er desshalb zuweilen tiefer, stets wenigstens schärfer in den einmal ergriffenen Gegenstand ein; oft freilich zu scharf, um die lebendige Wahrheit zu erfassen. Dass die Welt, wie Goethe sagt, voller Widerspruch sei, wird in Ranke's historischer Anschauung niemals übersehen; für Sybel ist die Geschichte durch und durch beweisbar, und hartnäckig hält er an der geschmiedeten Kette seiner Gedanken fest. In der Darstellung nimmt er des Meisters malerische Weise plastisch zusammen; seine eindringliche Beredsamkeit trägt ein glatt anliegendes Gewand. In Ranke erscheint mehr der deutsche Geist in seiner durch alle Jahrhunderte gleichen Grundgestalt; in

Sybel erhält er eine ausgeprägt moderne Form, wird bewusst national und zugleich entschlossen politisch. Dass die Objectivität des historischen Sinnes darunter häufig leiden musste, liegt auf der Hand; von einem hingebenden Anschmiegen an die Denk- und Gefühlsweise entfernter Epochen kann kaum mehr die Rede sein. Sich und uns in die von ihm so klar erforschte Zeit der Kreuzzüge mitlebend zu versetzen, war einem Sybel nicht verliehen; dafür verschafft er seinen Lesern stets eine überlegene Einsicht in die geschilderte Begebenheit.

Eben damals lagen von dem Hauptwerk seines Lebens, der Geschichte der Revolutionszeit, die zwei ersten Bände vor. Gang und Ausgang der deutschen Umwälzung von 1848 hatten ihn wie die meisten Zeit- und Volksgenossen von der subjectiven Ideenverbindung mit der grossen Revolution von 1789 politisch befreit; den auf diese bezüglichen Theil seiner Aufgabe, den wichtigsten, vermochte er daher jetzt historisch mit einer Objectivität zu lösen, die seiner Auffassung bis heute den Sieg in der Welt überhaupt errungen hat. In der Darstellung der gleichzeitigen europäischen Verhältnisse tritt hingegen eine subjective Einseitigkeit hervor, welche ebenfalls den jüngsten Erfahrungen entsprang: politische Abneigung gegen Oesterreich führte zu historischer Ungerechtigkeit. Sybel gab dadurch bei weitem nicht das tendenziöseste Beispiel dieser Art; aber die schneidende Bestimmtheit seiner Auffassung, die schlagende Kraft seiner Darstellung zogen jederzeit ihm den heftigsten Zorn der Gegner zu. Die Fehden, die sein Temperament erregte, enthielten zugleich eine Anerkennung seines gefährlichen Talents. Ranke selbst hat später die Mühe nicht gescheut, in einer eigenen Schrift über den Ursprung der Revolutionskriege die Studien auch hier über den Gegensatz der Parteien hinauszuhoben; nachdem in den Widersachern Sybels, wie er billig richtend sagt, auch der österreichische Enthusiasmus seine Vertreter gefunden.

Nichts gereicht nun dem freien Sinn unseres Königs Max zu grösserer Ehre, als dass er nach langem bedächtigen Zaudern diesen Mann trotzdem berief; aber selten ward auch ein hochherziger Ent-

schluss so rasch belohnt. Was der König gewünscht: die neuere historische Richtung ward wirklich hieher verpflanzt, eine historische Schule, den norddeutschen an Range gleich, in Bayern für immer begründet; die gesuchte Frische des Talents und der Kraft war gefunden und bewies sich nachhaltig wirksam. Ranke's Zuspruch, als Sybel einen Augenblick geschwankt hatte, bewährte sich. „Sie bedürfen“, rief er ihm zu, „eines Ihren Talenten angemessenen Schauplatzes: München bietet Ihnen einen solchen dar. Ich bezweifle nicht, Sie werden sich dort besser befinden und gleich nach Ihrer Eigenthümlichkeit entwickeln, die angenehmsten, ehrenvollsten Verhältnisse gewinnen. Weil ich Sie liebe und ehre, weil ich Ihnen das Beste gönne, wünsche ich, dass Sie annehmen.“ So geschah es: Sybel hat hier seine glücklichsten Jahre verbracht; noch im Alter nennt er ihr Angedenken einen erquickenden Lichtpunkt in seinen Lebenserinnerungen. König Max zog ihn ohne Rückhalt in sein geistiges Vertrauen. „Der König dringt wiederholt in mich,“ berichtet er im ersten Jahr seines hiesigen Aufenthaltes an Ranke, „eine bayerische Geschichte oder wenigstens bayerische Geschichten zu schreiben. Kaiser Ludwig auf der einen, Kurfürst Max I. auf der anderen Seite wären Stoffe, die mich fesseln könnten.“ Es will viel sagen, wenn er hinzusetzt: „Ueber die politisch-religiöse Auffassung des letzteren habe ich mich mit dem Könige auch ganz wohl verständigt.“ Die Ausführung solcher Entwürfe ward dann freilich durch die grössere Angelegenheit der Gründung der Historischen Commission zurückgedrängt. Der Briefwechsel jener Tage lehrt, dass es Ranke war, von dem die Idee einer Akademie für deutsche Geschichte zuerst gefasst ward. Mit der freudigsten Zustimmung nahm sie der König auf. Er finde, sagte er zu Sybel, in dem Gedanken die Realisirung seines alten Wunsches, gleichsam eine Walhalla der lebenden Gelehrten zu gründen und die hervorragenden Männer der deutschen Wissenschaft, speciell der historischen, persönlich um sich zu sammeln. Wie nur seine ausdauernde Theilnahme, seine grossartige Freigebigkeit das Werk gelingen liess, wieviel dasselbe innerlich der geistig

anregenden Leitung Ranke's verdankt, ist weltbekannt; aber kaum minder gehörte auch Sybels eigenstes Wesen dazu: sein vorwärts drängender Eifer, sein rühriger Ehrgeiz, sein geschäftliches Geschick, um das noch heute fort und fort wirkende Unternehmen auf die Bahn zu bringen. Ein tragisches Schicksal, dass ein Conflict zwischen Historie und Politik den Schüler Ranke's, der in der Verbindung beider einen Fortschritt über den Meister sah, aus so glücklicher Lage am richtigen Ort vorzeitig hinwegtrieb!

In München vollendete Sybel den dritten Band seiner Revolutionsgeschichte, den er Ranke zugeeignet hat. „Sie würden mir eine grosse Freude machen,“ schreibt er ihm, „wenn Sie mir verstatteten, dass ich mich bei diesem Anlass noch einmal öffentlich als Ihren Schüler bekennen und den wissenschaftlichen Gehalt des Buches als eine Frucht Ihres Bodens Ihnen zubringen dürfte.“ Kurz zuvor hatte er einen wissenschaftlichen Bürgerkrieg innerhalb der Grenzen der Ranke'schen Schule eröffnet. Im November 1859 hielt er an dieser Stätte die berühmte Festrede „über die neueren Darstellungen der deutschen Kaiserzeit“. Er verwarf darin den Standpunkt Giesebrechts, brach den Stab über Idee und Wesen des mittelalterlichen Kaiserthums und die den deutschnationalen Interessen zuwiderlaufende Politik seiner Träger. Gegenüber der Vorrede Giesebrechts hatte er vollkommen Recht; denn dieser hatte seiner an sich harmlos objectiven Erzählung den unklaren Ausdruck der politischen Hoffnung vorausgeschickt, dass der modernen Sehnsucht nach Einigkeit, Macht und Grösse des Vaterlandes geholfen werden könne durch das Studium des inneren Wesens und der eigenthümlichen Gestalt jener fernen Zeit, in der einst das einige, grosse, mächtige Deutschland eine Wahrheit gewesen sei. Durch die Ablehnung solcher Träumerei wehrte Sybel in Ranke'schem Geiste dem Einbruch der Historie ins Gebiet der Politik. Doch in ungleich gewaltsamerer Weise beging er nun selber den umgekehrten Einbruch, indem er die grossen Gestalten unserer Vorzeit, ganze Dynastien, Generationen, Jahrhunderte in ihrem Thun und Lassen nach heutiger Einsicht zu meistern wagte. Die

rechte Antwort hatte Ranke diesmal zum voraus gegeben, wenn er zwanzig Jahr früher schrieb: „Man hat wohl gesagt, die Deutschen würden besser gethan haben, sich mit dem Kaiserthum gar nicht zu befassen, wenigstens erst ihre einheimische politische Ausbildung zu vollziehen, um alsdann mit gereiftem Geist in die allgemeinen Verhältnisse einzugreifen. Allein nicht so methodisch pflegen sich die Dinge der Welt zu entwickeln. Das Innerlich-wachsende wird schon in demselben Augenblicke berufen, sich nach aussen auszubreiten.“ Nicht als wäre das strengste Urtheil über den technischen Werth der nationalpolitischen Leistung der Ottonen oder Staufer unangebracht; aber dies negative Urtheil darf den historischen Sinn doch nur dazu anspornen, desto eindringlicher nach den positiven Ideen, Kräften und Anliegen zu forschen, von denen das wirkliche Leben und Schaffen jener Tage abgehangen hat. So durchschaut und belächelt der gereifte Mann das kindische Dichten und Trachten seiner Jugend; wer aber könnte sein vergangenes Dasein begreifen und schildern ohne ein herzliches Mitgefühl mit dem Wesen der Kindlichkeit in ihrer naturnothwendigen Erscheinung?

Man müsste Sybels Auftreten als einen Rückfall in den Rationalismus des 18. Jahrhunderts bezeichnen, hätte ihm nicht statt der abstracten Ideale jener Zeit ein höchst concretes Programm für die Politik der Gegenwart den Massstab für sein historisches Fehltruth an die Hand gegeben. Er hat das geleugnet, aber jedermann sonst war davon durchdrungen. Er hielt seine Rede nach dem Ausgang des italienischen Kriegs, der den Widerstreit der preussisch-deutschen und der österreichisch-europäischen Interessen grell ans Licht gebracht. Die Einheitsbestrebungen in der kleindeutschen Form, denen die Zukunft gehörte, richteten sich in Norddeutschland zuversichtlich empor, und das anders empfindende Süddeutschland erblickte in Sybel fortan mit Recht ihren Vorkämpfer auf dem Felde der Historie. Die Politik, die er selber auf dies Feld gelockt, griff ihn nun in seiner eigenen Stellung als Gelehrter an. Schon 1860 meldet er Ranke: für den verstorbenen Rudhart wünsche Liebig ihn zum Nachfolger

als Secretär der historischen Classe unserer Akademie, höre jedoch, dass viele Mitglieder wegen seiner „Böswilligkeit gegen Oesterreich“ einen echt grossdeutschen Collegen vorzögen. In der zunehmenden Gährung jener Zeit wuchs die Spannung nicht ohne sein Zuthun rasch bis zu einem für sein erregbares Wesen unerträglichen Grade, so dass er sich im Sommer 1861 entschloss, einen Ruf nach Bonn auf Dahlmanns Lehrstuhl anzunehmen. „Herr Professor v. Sybel“, schreibt am 16. Juni Cabinetsrath Pfistermeister im Auftrage des Königs an Ranke, „hat den an ihn ergangenen Ruf nach Bonn angenommen und wird daher mit Schluss des Semesters die Universität München verlassen. Herr v. Sybel hat diesen Entschluss gefasst, obwohl Seine Majestät der König ihn wissen liessen, dass Allerhöchst Dieselben sein Weggehen von hier nicht wünschten; wobei freilich die Bedingungen, welche dieser Gelehrte an sein Hierbleiben knüpfte, von Seiner Majestät nicht sofort, oder wenigstens nicht vollständig zugesagt werden konnten. Herr v. Sybel wurde, wie ich glaube, zu diesem Schritte durch die Erwägung veranlasst, dass seine politischen Anschauungen ihn einem grossen Theil der bayerischen Bevölkerung entfremdet hätten, wodurch seine Stellung in München etwas unerfreulicher geworden war.“

Die subjectiven Eindrücke, unter denen Sybel selber schied, entnehmen wir seiner Antwort auf einen schmerzlich bewegten Brief seines alten Lehrers: „Jawohl ist es, wie Sie sagen: es ist nicht bloss ein gewöhnlicher Wechsel einer Professur gegen die andere; tausend Fäden werden zerrissen, und ich empfinde den Bruch eines jeden. Ich habe niemals hier Politik getrieben, niemals, wenn ich befragt wurde, eine andere Ansicht geäussert, als die, dass mir gerade für das bayerische Interesse kein Weg verderblicher scheine, als Opposition gegen Preussen, keiner heilsamer, als enge Allianz mit diesem; dass daraus allein ein Gefühl relativer Sicherung gegen aussen im Volke entstehen und damit der unitarischen Bewegung ihr Stachel genommen werden könnte. Auch diese Dinge habe ich nur ausgesprochen, wenn ich dazu bestimmt genöthigt wurde. Aber dass ich

Hinwendung zu Preussen empfahl, reichte hin zu der Folgerung, ich wünschte als heimlicher Gothaer dem König das Netz in glimpflicher Weise über den Kopf zu werfen und durch die Allianz zur Mediatisirung zu gelangen.“ Er erwähnt dann eine Reihe von aberwitzigen Erfindungen, die man mit detaillirter Bestimmtheit wider ihn ausgestreut. Der König habe selbst mit ihm darüber reden wollen, aber dann doch mit keiner Silbe darauf angespielt; er habe ihm fort und fort die gnädigsten Mienen, Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit gezeigt, obwohl man sein Misstrauen immer wieder erneuert habe. „Sie verstehen nun,“ schliesst Sybel, „dass ich hier den Anlass der Berufung ergriff, um mit ihm zu einer Explication zu gelangen. Colleg lesen kann ich in Bonn so gut wie hier, Bücher schreiben noch besser; den Hauptreiz meiner hiesigen Stellung bilden die Arbeiten unserer Commission, und in diesen ist nicht vorwärts zu kommen ohne ein gutes Verhältniss zum König.“ Ueber die Bedingungen, die er für sein Bleiben stellte, sagt er nichts; ebenso wenig berührt er die naheliegende Frage, ob nicht das gute Verhältniss zum König durch Rücksichten seinerseits schicklicher wiederherzustellen war. Doch sollte ihn in diesem persönlichen Betracht bald genug ein Gefühl des Bedauerns überkommen. „Die plötzlich hereingebrochene Münchener Todesnachricht“, heisst es in einem Bonner Brief vom 12. März 1864 an Ranke, „wird Sie nicht weniger als mich bewegt und erschüttert haben. Mir ist die Erinnerung an die Dissidien der letzten Jahre völlig zurückgetreten; in innerster Rührung habe ich nur das Bild des echten humanen Wohlwollens, des edlen Strebens, der leidenschaftlosen stets dem Guten nachringenden Natur vor Augen, und indem ich mich freue, nicht mehr in München zu sein, beklage ich jetzt doppelt die Missverständnisse, die zwischen den Geschiedenen und mich gedrängt worden sind.“

Wer wollte bezweifeln, dass auch des Königs zartes Gemüth die vollzogene Trennung peinlich empfunden hat? Aber hätte er sie etwa um jeden Preis verhüten sollen? Das Uebergewicht factiöser Strebungen zu entfernen: darum war es ihm einst bei Ranke's Be-

rufung vornehmlich zu thun gewesen. Nicht aus dem Standpunkt der Parteiungen, sondern aus dem höheren, objectiven der Wissenschaft sollte deshalb die Geschichte in seinem München behandelt werden. Dass er mit einer solchen Behandlung politische Belehrung nicht für unvereinbar hielt: darin stand er eigentlich einem Sybel näher, als einem Ranke. Allein als Staatsmann verhoffte er von der Historie die Bekräftigung seiner eigenen Politik, als König von dem Manne seiner Wahl ein inneres Einverständniss mit der Gesinnung seines Volks. Da hievon das Gegentheil eintrat, erneuerte sich hüben und drüben die Parteiung, factiöse Strebungen schienen ihr altes Uebergewicht wiedererlangt zu haben. Wo blieb da die Aussicht auf ein rechtes Gedeihen seiner geliebten Wissenschaft? Er griff nicht ein, aber er liess den heilsamen Bruch geschehen.

Ueber den geistigen Interessen Deutschlands schwebte nun einmal in jenen Tagen wie ein schattendes Gewölk das Vorgefühl der nationalpolitischen Entscheidung. König Max erlebte den Kummer, einen anderen Lieblingsentwurf dadurch vereitelt zu sehen. Er plante die Gründung einer Akademie für deutsche Sprache und Literatur. Das beste wäre ohne Zweifel gewesen, sie nach dem Muster der Historischen Commission ein für allemal in München zu centralisiren, wo der vom Könige versammelte Dichterkreis den Kern einer die Nation umfassenden Gesellschaft abgegeben hätte. Aber dazu hätten weitere beträchtliche Geldmittel gehört; auch erschien es dem bescheidenen Sinne des Königs beinahe wie eine Anmassung. Nach einem neuen Besuch in Berchtesgaden setzte daher Ranke im Herbst 1861 einen Entwurf zu Statuten auf, wonach Berlin und München gleichmässig an dem Unternehmen betheiligt, die übrigen Bundesstaaten nur zur Aushülfe hinzugezogen werden sollten. König Max aber gelangte nach reiflichster Ueberlegung, wie er schreibt, zu der Ueberzeugung, dass auch Oesterreich von vornherein beizuziehen sei und der Sitz der Akademie zwischen Wien, Berlin und München wechseln müsse. An ein wahres Hinderniss auf preussischer Seite wollte er dabei nicht glauben. „Von meinem Standpunkte“, sagt er,

„und mit Rückblick auf die Stimmung in der weitaus grössten Mehrzahl der Bevölkerung Bayerns, ja fast des ganzen südlichen Deutschlands, kann Ich einen anderen Entschluss nicht fassen und bin überzeugt, dass Sie, dieses Mir zugestehend, dennoch nicht ablassen werden, für die an sich so schöne und treffliche Idee zu wirken. Ja Ich glaube Mich der Hoffnung hingeben zu können, dass, da diese Idee von Mir angeregt wurde, also von Bayern ausging, man in Berlin nicht einseitig vorgehen werde, welche Ansicht Sie Ihrerseits doch wohl auch geltend machen können. Ohne die Beiziehung Oesterreichs könnte Bayern sich nicht wohl betheiligen, und Ich zweifle, ob dann die Sache zu einem gedeihlichen Beginn gebracht werden könne, der doch so sehr wünschenswerth wäre.“ Er betheuert noch einmal, dass er nicht aus einseitiger Erwägung zu diesem Ergebniss gelangt sei, und stellt es anheim, ob die Anregung in Wien von Berlin aus geschehen, oder ihm selbst die Vermittlung überlassen werden solle. Mit rührender Ausdauer ist er wiederholt auf seinen Wunsch zurückgekommen; aber eine Vereinigung des gross- und kleindeutschen Standpunktes zeigte sich auch auf diesem friedlichen Gebiet unmöglich. Nach dem Tode des Königs nahm sich Ranke seiner Idee als eines Vermächtnisses an. 1867 erklärte sich der Grossherzog von Weimar zur Aufnahme der Akademie bereit — „Warum in Weimar?“ fragte König Wilhelm von Preussen, und König Johann von Sachsen, Philaleth, wollte vollends nichts von der Sache wissen. 1871 richtete Ranke eine Denkschrift darüber an den Fürsten Bismarck — ohne Erfolg. Literatur und Sprache sind denn auch im neuen deutschen Reich ein Gemeindewald mit schlechter Forstwirthschaft geblieben.

Desto fester behauptete, desto erfolgreicher entwickelte sich die Historische Commission, durch deren Stiftung König Max die Hegemonie in den nationalgeschichtlichen Studien an sein deutsches Bayern gebracht. Sie ward zugleich eine Stätte politischen Friedens und geistiger Versöhnung. In den Tagen des Krieges von 1866 tauschten Ranke und Giesebrecht zwischen Berlin und München wehmüthig die Betrachtung aus, dass die Commission im Augenblick das einzige

Institut geblieben sei, in welchem Deutsche aller Stämme lebendig zusammenwirkten, das alte Gesamtdeutschland noch bestehe. In ihr hat dann endlich auch Sybel, dankbar beredt im Lobe des Königs Max, nach Ranke das Ehrenamt des Vorsitzenden verwaltet. Aber selbst in der Geschichtschreibung traten nach ausgetragenen politischen Zwist die einst so heftigen Gegensätze mehr und mehr zurück. Kaum hatte sich der Genius Ranke's in der Tiefe weltgeschichtlicher Anschauung aufgelöst, so verfasste der alte Sybel mit jugendlichem Schwung seine „Begründung des Deutschen Reichs“ — ein Werk, das in der Freude des Siegs auch an früheren Gegnern Gerechtigkeit und Milde übt; ein glänzender Beweis, dass selbst politisch durchdachte Historie der Gegenwart in glücklicher Stimmung sich nahe zur Objectivität zu erheben vermag.

Auch der einstigen Irrungen aber darf unsere Wissenschaft ohne beschämende Reue gedenken. Objective Historie glaubt an das Daseinsrecht aller Wirklichkeit. Hat jedes Zeitalter seine eingeborene, lebendig herrschende Tendenz, so wird ihrer Macht auch die Wissenschaft sich nicht entziehen können. In den Kämpfen der Gegenwart greife denn selbst der Priester der Vergangenheit immerhin auf eigene Gefahr zum Schwert; für das harte Leben der Völker ist die historische Wahrheit der Güter höchstes nicht. Glück genug, wenn der Lauf der Geschieke dann und wann halcyonische Zeiten herauführt, in denen die feine und köstliche Arbeit der Wissenschaft und Kunst wie von höherem Licht umflossen wunderbar rein gedeiht! Ihre Frucht wird auch für stürmische Tage nicht verloren gehen; an ihrem Vorbild findet sich wieder und wieder die Nachwelt zurecht. In solcher Bedeutung steht auf der Höhe seines Jahrhunderts Leopold v. Ranke da; neben ihm, als Gönner, Förderer, Freund, in der schlichten Gediegenheit seines Wahrheit suchenden Geistes König Max!